

Darstellung fast alle Probleme des Volkshochschulunterrichts behandelt. Heute wäre zu wünschen, daß die kurzen Darlegungen über Weltanschauung und Volkshochschule erweitert und vertieft würden, denn was an jenen Volkshochschulen, die auf sogenannter paritätischer Grundlage aufbauen, an wahren Bildungswerten für unser Volk erzielt wird, dürfte nicht gerade bedeutsam sein.

Psychologie des Jugendalters. Von Prof. Dr. Eduard Spranger. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 8° (375 S.) In Ganzleinen M 9.—

Die Jugendkunde von Professor Spranger hat einen ungemein großen Erfolg erzielt. In einem Jahr drei starke Auflagen. Das Buch ist mit sehr feinem Verständnis für die Heranreifenden und mit großer künstlerischer Meisterschaft geschrieben. Es geht weniger darauf aus, Einzelheiten aus dem Leben der Heranreifenden zu bieten, als vielmehr eine große Gesamtschau. Diese kann als Leitbild für die Forschung selbstverständlich große Dienste leisten. Alle diejenigen, denen es weniger um eine ins Einzelne gehende exaktwissenschaftliche Darstellung zu tun ist, werden nach dem Buche greifen und aus seinem Studium großen Nutzen ziehen.

Spranger steht auf dem Boden der Strukturpsychologie. Die Gesamtheit der Lebensanschauungen interessiert ihn. Er sucht die tragenden Linien überall herauszuarbeiten. Dabei entgeht er meines Erachtens allerdings nicht der Gefahr, einer wissenschaftlich nicht immer gerechtfertigten Vereinfachung von Tatsbeständen. Zum Zweck einer künstlerisch abgerundeten Darstellung werden doch viele Dinge außer acht gelassen, die das Bild nicht unwesentlich beeinflussen. So ist, um nur auf einiges hinzuweisen, die Schau der frühen Kindheit, so interessant sie sein mag, doch sicher nicht richtig. Auch im kindlichen Leben sind viel mehr Faktoren tätig, als es nach Spranger den Anschein hat. Ebenso ergeht es einem, wenn man einzelne Kapitel genauer nachprüft. Bei der sittlichen Entwicklung der Jugend zum Beispiel ebenso wie bei der religiösen Entwicklung scheint mir die Tatsachenbasis doch zu schmal, um zu Ergebnissen zu kommen, wie sie Spranger bietet. Diese Ausführungen sollen dem vielen Trefflichen, das uns Spranger bietet, keinen Abbruch tun.

Josef Schröteler S. J.

Deutsche Literatur

Parzival und der Heilige Gral. Eine neue Deutung der Symbolik der Gral-

dichtungen. Von Dr. phil. F. Rohr. Mit sieben Abbildungen. gr. 8° (420 S.) Hildesheim (o. J.), Borgemeyer. M 6.—; geb. 8.—

Die Deutung des ganzen Gralsgeheimnisses in christlichem Sinne, für die Rohr, gestützt auf umfassende Kenntnisse, hier mit allem Nachdruck eintritt, ist an sich nicht neu. Wir finden sie, selbst abgesehen von Ansätzen, wie sich deren schon bei Chrétien de Troyes und seinen Fortsetzern oder Nachahmern viele nachweisen lassen, namentlich bei Robert de Boron, einem Dichter des ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts, mit aller Entschiedenheit, wenngleich im Rahmen einer üppigen Phantastik, ausgesprochen. Boron bezeichnet den Gral, über dessen Wesen uns Chrétien und selbst Wolfram von Eschenbach noch keine genaueren Aufschlüsse geben, als die Schüssel, deren Jesus sich beim letzten Abendmahl bediente, und in der Joseph von Arimathäa das Blut gesammelt hat, das aus Christi Wunden floß. Ebenso werden bei Boron bereits alle die bekannten wunderbaren Eigenschaften dieser kostbaren Reliquie und die geheimnisvollen Heilkräfte, welche von ihr ausgehen, erwähnt und zum Teil ausführlich geschildert.

Neu ist dagegen die Art und Weise, wie Rohr hier an Hand der Untersuchung aller wichtigeren Gralsdichtungen, insbesondere der französischen, deutschen und englischen, die Richtigkeit seiner These vom Gral als eines christlich-apokalyptischen Symbols und von der Gralsgemeinde als einer geistlichen Ritterschaft auch bei der Deutung der Einzelheiten der an Szenen, Gestalten, Figuren, Motiven und Beziehungen überreichen Mär vom heiligen Gral nachzuweisen sucht. Seine Arbeit beschränkt sich indes vorläufig auf die Würdigung der symbolischen religiösen Bestandteile der Gralsdichtung. Die ritterlich-höfischen und geschichtlichen Elemente werden, wo sich ein Hinweis auf sie nicht umgehen ließ, einstweilen nur kurz gestreift. Die ausführliche Betrachtung und eingehende Analyse dieser weltlichen Bestandteile ist einem zweiten Bande vorbehalten, der nach der Versicherung des Verfassers bald folgen wird.

Das Hauptgewicht legt Rohr auf die Deutung des Gralsteines, der nach ihm „das apokalyptische Abbild des dreieinigen Gottes“ ist. Über 200 Seiten sind der näheren Begründung dieser Auffassung gewidmet, bei welcher Gelegenheit der Verfasser besonders auf die im Mittelalter sehr beliebten Schriften des Abtes Joachim von Floris aus dem 12. Jahrhundert, zumal auf dessen berühmte Erklärung der biblischen Johannesapokalypse, sich stützt. Aber

auch im zweiten, Parzival gewidmeten Teile der Untersuchung wird immer wieder auf die apokalyptischen Züge des Helden hingewiesen.

Ein abschließendes Urteil über Rohrs Forschungen ist natürlich erst nach Erscheinen des zweiten Bandes möglich. Soviel bisher ersichtlich, bleibt im einzelnen wohl manches problematisch, unsicher oder auch direkt zweifelhaft. Die Richtigkeit vieler Deutungsversuche dürfte sich überhaupt nie mit Sicherheit nachweisen lassen. Der apokalyptische Charakter der Gralsdichtungen wird im allgemeinen übermäßig betont. Störend wirkt auch der ganz ungewöhnlich häufige Gebrauch des Sperrdrucks (selbst des Fettdrucks!). Sieht man indes von solchen nicht allzu schwer ins Gewicht fallenden Mängeln und Schwächen ab und überblickt die Arbeit, soweit sie bisher vorliegt, in ihrer Gesamtheit, so wird man dem gewaltigen Aufwand von Fleiß und Mühe ebenso wie dem wissenschaftlichen Ernst und Scharfsinn, der hier sich kundgibt, volle Anerkennung schenken müssen.

Heinrich von Ofterings poetische Sendung. Ein romantischer Roman von Richard Kralik. gr. 8° (186 S.) Wien 1923, Vogelsang, Kr. 28.000; geb. 36.000.

Auch Kraliks Buch behandelt die hehre Sage vom heiligen Gral in ihrer symbolischen Bedeutung. Neben der Mär vom Gral und von Artus' Tafeltunde wird noch die Sage vom Nibelungenhort und vom verlorenen und wiedergefundenen Karfunkel der römisch-deutschen Kaiserkrone in den Kreis der Dichtung einbezogen. Kralik „will die Sendung der Poesie für die Menschheit, vor allem aber für unser deutsches Volk und für dessen überragende Stellung in der Weltgeschichte, in einem Roman darstellen, und zwar an der mehr poetischen als historischen Gestalt des österreichischen Dichters Heinrich von Ofterdingen oder richtiger von Oftering“ (Vorwort).

Der Held der parabelhaften Erzählung trägt in Wien vor Herzog Leopold und einer erlauchten Versammlung von Bischöfen, Sängern, Damen und Rittern den Sang von der „Nibelungennot“ vor, wird von seinen Kollegen scharf kritisiert und sieht sich infolge von Intrigen der Gegner und Neider zur Flucht gezwungen, auf der ihn der Zauberer Klingsor, dessen Tochter Künhild und der jugendliche Knappe Vergißmeinnicht (in Wirklichkeit eine Jungfrau vom Lande, Sophie mit Namen — das Symbol der Volkspoesie) begleiten. Die Wanderer reisen nach Ungarn, in die Heimat Klingsors, unterhalten sich auf dem Wege mit Scherzreden, Liedern und tiefsinnigen Ge-

sprächen, und setzen ihre theoretischen Erörterungen auch in Egelburg oder Ofen, an ihrem Reiseziel, heiter fort. Im ferneren Verlauf der Erzählung führt uns der Verfasser nach Italien an den Hof des großen Innozenz III. Aber auch mit den Albigenfern und anderseits mit Franz von Assisi, mit „Unheiligen und Heiligen“ werden wir bekannt. Die letzten Teile des an Szenarien und Situationen, vorzüglich aber an Wechselreden und theoretischen Belehrungen unerschöpflichen Romans spielen in Konstantinopel, im Heiligen Lande, auch auf den Bergen Sinai und Karmel, bei den Assassinen, auf der Wartburg und nochmals in Österreich: in Melk, Bechelaren und Mariazell. So ist dem Verfasser Gelegenheit geboten, seine Vorliebe für das romantische Weltbild und Kunstideal in jeder Weise (nach der politischen, künstlerischen, religiösen, sozialen und ethischen Seite hin) Ausdruck zu geben. Das Buch erinnert, wie man sieht, stark an sein großes Vorbild „Heinrich von Ofterdingen“, den typisch romantischen Roman Hardenbergs. Da in unserer Zeit diese Art von Dichtung nicht nach jedermanns Geschmack ist, so braucht man sich gewiß nicht darüber zu wundern, daß Kraliks Versuch einer Neudichtung schon bekannter Stoffe auf katholischer Seite vielfach schroffer Ablehnung begegnete. Unbeeinflusst von jeder persönlichen Parteinahme für oder gegen Kralik und auch abgesehen von bloßen Geschmacksmomenten, muß indes gesagt werden, daß der Verfasser viel zu viel Stoff und allzu große, dazu unerschöpflich reiche Ideenkomplexe in seinem Buche zu meistern und zu formen sucht, ein Vorhaben, an dem selbst ein großer Dichter hätte scheitern müssen. Vielleicht darf man angesichts dieses kühn geplanten, in der Ausführung freilich eine weite Wegstrecke unter dem Ideal zurückgebliebenen, stellenweise auch wohl bedenklich die Niederungen flacher Prosa streifenden Romans an das Wort der Alten erinnern: In magnis voluisse sat est.

Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. Eine Seelenfreundschaft in Briefen. Fünfundzwanzig Brentanobriefe, herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Ewald Reinhard. 8° (78 S.) München (o. J.), Parcus & Co. M 2.—

Die Beziehungen Clemens Brentanos zu Apollonia Diepenbrock, der Schwester seines Freundes Melchior v. Diepenbrock, waren bisher schon im großen und ganzen bekannt. Der Dichter lernte „Appel, die fromme, treue, demütige, sich still besiegende, ungemein harmonische Appel“, wie er sie später in einem Briefe

an Luise Hensel nannte, im Herbst 1818 kennen, als er die Familie Diepenbrock im Hause Holtwick in Westfalen zum ersten Mal besuchte. Apollonia war damals achtzehn Jahre alt. Brentanos und Apollonias Bestrebungen begegneten sich besonders auf caritativem Gebiet, doch hat die bei aller Bescheidenheit geistig durchaus nicht unbedeutende Appel gelegentlich auch den poetischen Genius des für edle Frauenart immer empfänglichen Romantikers zu beeinflussen vermocht. So verdanken wir ihrer Anregung Brentanos prächtiges Gedicht „Wer ist ärmer als ein Kind!“

Andererseits war es Brentano, der Apollonia mit Luise Hensel bekannt machte. Der Freundschaftsbund zwischen den beiden ideal veranlagten Jungfrauen zeitigte bekanntlich auch für die Mitmenschen die kostbarsten Früchte. Beide vereint ordneten 1824, nach dem Tode der Katharina Emmerich, den Nachlaß der gottbegnadeten, heiligmäßigen Dulderin von Dülmen, deren persönliche Bekanntschaft Apollonia ebenfalls durch die Vermittlung Brentanos gemacht hatte. Im folgenden Jahre übernahmen die Freundinnen zugleich mit Pauline v. Felgenhauer vorübergehend die Leitung des von Stadtrat Dieß, Clemens Brentano und einigen andern wohlthätigen Männern gegründeten neuen Bürgerspitals in Koblenz, bis im Juli 1826 das Krankenhaus der Obhut der Barmhertigen von Nancy übergeben wurde. Aber auch jetzt fuhr Apollonia fort, alle ihre Kräfte und selbst ihre finanziellen Mittel in den Dienst der christlichen Barmherzigkeit zu stellen, wobei sie von Freund Brentano in jeder möglichen Weise wirksam unterstützt wurde. Sie starb hochbetagt am 4. Juli 1880 zu Regensburg.

Aus der ziemlich umfangreichen Korrespondenz des Dichters mit Appel wurden schon von Diel einige Briefe in Auszügen veröffentlicht. Später hat Dr. Luzian Pfleger in den „Historisch-politischen Blättern“ vom Jahre 1905 sechs noch ungedruckte Schreiben Brentanos, zum Teil in gekürzter Form, wie Reinhard feststellt, der Öffentlichkeit übergeben. Dr. Reinhard fand dann im Jahre 1919 zehn weitere Briefe, die sich im Besitz des geistlichen Rektors Hümpfner in Kassel befinden. So kann er uns insgesamt fünfundzwanzig Briefe des Dichters an Apollonia vorlegen, von denen die meisten bisher ungedruckt waren, und die nun alle zum ersten Mal unverkürzt und genau nach den Originalen wiedergegeben werden. Sie zeigen Brentano von seiner edlen, hochherzigen Seite, als eifrigen Jünger und Förderer der christlichen Caritas und als tief-

frommen Katholiken, der seine in langjährigen Seelenkämpfen und innern Prüfungen gewonnene religiöse Überzeugung nun zum Wohle der leidenden Mitmenschen betätigt.

Von Kunst und Poesie ist in diesen Briefen nur selten die Rede. Im übrigen mußtens Brentanos Ausdrucksweise ab und zu etwas un männlich, sentimental und süßelnd an, doch bleibt unsere Achtung vor der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und der guten Absicht seines Strebens von dem üblen Eindruck dieser kleinen Schwächen unberührt. Reinhardts Ausgabe scheint genau und zuverlässig besorgt zu sein. Die gelehrten Anmerkungen sind als Anhang dem Büchlein beigegeben. Der eine oder andere nicht eben schwerwiegende Druckfehler ist mir aufgefallen. Ein irreführender betrifft die Datierung der Einleitung. „Dortmund, am 1. Mai 1914“, soll doch wohl heißen „1924“, da Reinhard erst 1919 jene zehn Briefe entdeckte, die den Grundstock seiner sehr empfehlenswerten Veröffentlichung ausmachen.

Die Passionsblume der roten Erde.

Die blutende Jüngerin Jesu Anna Katharina Emmerich. Von Joseph Deninghoff. Mit einem Titel- und vier Einschaltbildern. 8° (259 S.) Einsiedeln 1924, Benziger. Geb. M 4.80

Das Buch ist als Fest- und Werbeschrift für die Emmerich-Bewegung gedacht und muß unter diesem Gesichtspunkt betrachtet und beurteilt werden. Es soll die Verehrung der „Stigmatisierten Westfalens“ anlässlich der 150. Wiederkehr ihres Geburtstages auffrischen und weiter ausbreiten. Deninghoff zeichnet als Herausgeber, ist jedoch zugleich der Verfasser der zahlreichen Gedichte und einer Reihe von kleineren Prosaartikeln des Sammelbuches, zu dem noch viele andere bekannte Schriftsteller und Emmerich-Freunde (Pfarrer Dr. Nießen, Karl Schtöwing, Augustin Wibel, Johannes Mayrhofer u. a.) zumeist kurze, in der Hauptsache geschichtliche Beiträge lieferten. Nach Inhalt und Form, auch im Hinblick auf die Mitarbeiter, macht das Ganze einen etwas buntfarbigen Eindruck.

Zu der Frage nach der Glaubwürdigkeit Brentanos in seinen Emmerich-Aufzeichnungen, die in letzter Zeit so viel erörtert wurde, nimmt das Buch nicht direkt, oder jedenfalls nicht bestimmt, Stellung. Das ist bei einer Festschrift gewiß verständlich; aber es berührt doch ein wenig sonderbar, wenn die in ihren Meinungen sich schroff gegenüberstehenden Autoren Cardauns-Nießen, Hümpfner-Nießen, Anna v. Krane-Cardauns im Sammelbande

selbst und auch in den Ankündigungen der Festschrift ruhig nebeneinander als Förderer des Emmerich-Kults genannt und gelobt werden. Eine etwas kritischere Einstellung hätte in dieser Frage und auch sonst wohl dem hübschen kleinen Buch nicht geschadet, das im übrigen dank einer guten, freundlichen Ausstattung, der volkstümlichen, gemeinverständlichen Art der meisten Beiträge, vor allem auch dank dem regen Eifer des Emmerich-Bundes, sicher viele Leser finden wird.

Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918. Von Wilhelm Kosch. Dritte Lieferung: E. Th. A. Hoffmann und seine literarische Verwandtschaft. Zwei Tafelbeilagen. 4^o (S. 113—156.) München 1924, Pareus & Co. M 3.—

Anlässlich der Besprechung der beiden ersten Lieferungen des vorliegenden großgeplanten Werkes wurde in dieser Zeitschrift Bd 105 (1923) 228 zum Schluß darauf hingewiesen, daß der in Aussicht stehende Abschnitt über Ernst Theodor Amadeus Hoffmann einer Einbeziehung in den Rahmen der nationalen Entwicklung nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereiten dürfte, da Hoffmann sich bekanntlich keineswegs durch ein ausgesprochenes Nationalgefühl oder vollends durch eine opferfreudige Vaterlandsliebe auszeichnete. Es verdient lobend hervorgehoben zu werden, daß Kosch diesen unleugbaren Schatten im Charakterbild seines Helden durchaus nicht zu verdecken oder zu beschönigen sucht. Gleich der erste Satz läßt den Leser diesbezüglich keinen Augenblick im Unklaren. „Romantik ohne ausgesprochenes Nationalgefühl“, heißt es da, „ist keine vollkommene Romantik, und so dürfen wir E. Th. A. Hoffmann nur bedingt zu den Romantikern zählen.“ Der Verfasser macht dann am Beispiel des Ostpreußen Hoffmann, und auch des Österreichers Raimund, darauf aufmerksam, „daß weltanschauliche, sittliche, vaterländische Bindungen ebenso wie die poetische Teilnahmslosigkeit gegenüber dem Daseinsnerv der Nation, beide bezeichnend für den Charakter eines Dichters, nicht von der Scholle abhängen, wo der einzelne geboren ist, nicht von der Ahnentreihe, der er entstammt, sondern daß verwandte poetische Erscheinungen von völlig verschiedenen Stämmen oder Landschaften ihre Herkunft ableiten können“. Nach seiner Meinung stehen „der Preuße Hoffmann und der Österreicher Raimund“ „einander unendlich näher als etwa jener mit seinem Landsmann Schenkendorf in

Beziehung gebracht werden darf. Die Vererbungslehre mag manches erklären und zu kritischer Nachprüfung anregen. Wollte man sie jedoch zur Grundlage der Literaturwissenschaft wählen, so würde das die Materialisierung von Problemen bedeuten, die doch in letzter Hinsicht seelischer und geschichtlicher Natur sind. Umgekehrt erscheint die rein ästhetische Betrachtungsweise, selbst an Hoffmann erörtert, der als Meister der Form über allen Zeitgenossen steht, unzulänglich. . . . Die persönliche Biographie und die politische Historie bilden sogar für Hoffmann die notwendigen Voraussetzungen einer richtigen Einschätzung seines Schaffens“ (S. 113 f.). Das ist sehr fein bemerkt und verdient festgehalten zu werden.

Kosch entwickelt sodann auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse ein fesselndes, in den Hauptzügen, und wohl auch durchweg in den Einzelheiten, zutreffendes Bild von dem schwer zu bestimmenden, in steter Bewegung begriffenen, heute vielfach über alles vernünftige Maß, ja selbst völlig kritiklos gefeierten ostpreussischen Romantiker und seinem genialen Schaffen. Die durchaus ursprüngliche, naturgewaltige Begabung des Dichters und Musikers findet rückhaltlose Bewunderung; aber das Lob für den Menschen Hoffmann klingt sehr gedämpft, und die vielen Schwächen, Mängel und Armseligkeiten dieses krankhaft veranlagten Mannes werden weder vertuscht noch in vertiegener Apotheose zu unerreichbar hohen Tugenden gestempelt. „Hoffmann ist ein großer Künstler, aber nicht mehr; ein großes Abbild seines Volkes ist er nicht.“ Dieses Sätzchen, dem jeder geistig gesunde Beurteiler zustimmen kann, enthält recht eigentlich die Quintessenz des ganzen lehrreichen und interessanten Abschnitts.

Zum Schluß würdigt Kosch noch kurz das literarische Wirken zweier Zeitgenossen und Freunde Hoffmanns, der beiden schlesischen Dichter Karl Wilhelm Salice-Contessa und Karl Weisflog. Contessa ist der Verfasser des romantischen Märchens „Häuschlein und Paradiesvogel oder die Gebirgsreise“. Weisflog lieferte durch seine witzige Satire „Das große Los“ dem Wiener Komödiendichter Nestroy das Vorbild und die Hauptquelle zu der berühmten Zauberposse „Lumpazivagabundus“.

Joseph Freiherr v. Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften. Von Hermann Freiherrn v. Eichendorff. Dritte Auflage, neu bearbeitet von Karl Freiherrn v. Eichendorff und Wilhelm Kosch.

8° (264 S.) Leipzig (o. J.), Amelang.
Geb. M 3.—

Die Aufgabe der beiden Bearbeiter dieser ansprechend schlichten, bei aller Pietät sachlich gehaltenen Eichendorff-Biographie war gewiß nicht leicht. Das Buch ist in seiner ersten Form vom Sohne des Dichters, dem von der Natur auch selbst durchaus nicht stiefmütterlich ausgestatteten Freiherrn Hermann v. Eichendorff, verfaßt, erschien aber anfänglich anonym und war wohl vorzugsweise als vorläufiges Handbuch für die Einführung in Eichendorffs Leben und Schaffen, nicht aber als abschließende biographisch-ästhetische Darstellung gedacht. Noch weniger lag die philologische Betrachtungsweise in der Absicht des Verfassers. Es kam für die Bearbeiter als erschwerendes Moment hinzu, daß die neuere Forschung das alte, ehrwürdige Werk vielfach überholt hatte, während andererseits die neueren Biographen des Dichters (Reiter, Falke, Brandenburg) in ihrem wichtigsten Tatsachenmaterial doch auf der Darstellung Hermanns fußten. Die Bearbeiter verschlossen sich nicht der Erkenntnis, daß der Mangel an einer endgültigen großen Biographie des heute mehr denn je volkstümlichen Dichters und gefeiertsten Romantikers in weiteren Kreisen längst als eine fast unerträgliche Lücke empfunden wird, hielten indes die Inangriffnahme eines derartigen Unternehmens vor Vollendung der großen historisch-kritischen Ausgabe von Eichendorffs Werken für ein allzu großes, fast aussichtsloses Wagnis. Sie begnügten sich daher zunächst mit einer sorgfältig verbesserten und ergänzten Neuauflage, „damit sie die Lücke ausfüllen helfe, die bis zum Erscheinen jener das gesamte Lebenswerk überblickenden Darstellung unleugbar vorhanden ist“ (Vorwort).

Daß die Neubearbeitung im ganzen den Anforderungen entspricht, die man an sie unter Berücksichtigung aller angedeuteten Schwierigkeiten stellen darf, dafür bürgen schon die Namen des kunst sinnigen Enkels Eichendorffs und des verdienten Herausgebers der historisch-kritischen Ausgabe, Prof. Dr. Kosch. Allerdings ist so das Buch zum literarischen Erzeugnis von drei Verfassern geworden, was an sich der Einheitlichkeit nicht gerade förderlich sein konnte; doch darf mit Befriedigung festgestellt werden, daß die Bearbeiter bei ihren Änderungen, Streichungen und Ergänzungen mit großer Sorgfalt zu Werke gingen und der Biographie im allgemeinen ihren ursprünglichen, in der Hauptsache referierenden Charakter belassen haben. Nur ab und zu wirken ganz modern anmutende Hin-

weise auf allerneueste Erscheinungen oder Ereignisse etwas sonderbar, auch wohl ein bißchen störend in dieser ältesten Eichendorff-Biographie. Sonst aber ging die Schonung so weit, daß auch die von Hermann verwerteten Würdigungen der Eichendorff-Schriften aus der Feder zeitgenössischer, längst begrabener Dichter, Literaten und Kritiker durchweg in die Neuausgabe hinübergenommen wurden. Hier wären dem Leser die Urteile neuerer Eichendorff-Forscher, insbesondere der Bearbeiter selbst, vielleicht willkommener gewesen.

Solche kleine Aussetzungen beeinträchtigen indes den Wert des schönen, auch in der Ausstattung recht gediegenen Buches kaum, das dank der sehr fleißig gearbeiteten Annalen, Literaturangaben und der beiden Register im Anhang vermutlich noch auf viele Jahre hinaus unentbehrlich für jeden Forscher und Literaturfreund bleiben wird, der sich mit dem großen Oberschlesier eingehend beschäftigt.

Eichendorffs Weltbild. Von Karl Jakubczyk. 12° (120 S.) Habelschwerdt 1923, Franke (G. Wolf). M 1.—

Das neueste Schriftchen von Domvikar Karl Jakubczyk erscheint in der Sammlung „Bücher der Wiedergeburt“, die von den schlesischen Schriftstellern Ernst Lasowski, Joseph Wittig und Rudolf Jokiell herausgegeben wird. Der Titel dieses neuen literarischen Unternehmens klingt wohl etwas hoch, wenn man bedenkt, daß es sich hier um kleine Hefchen von durchschnittlich vielleicht 80 Seiten im Duodezformat handelt; aber man muß zugeben, daß in unserem Fall der Verfasser keine Versprechungen macht, die er im Laufe der weiteren Ausführungen nicht wirklich einlöst. Er nennt seine Arbeit bescheiden „eine Anzahl unter bestimmte Gesichtspunkte eingeordnete Lese Früchte“ und umgrenzt seine Absicht mit dem Satz: „Nur nachzuweisen, wie der nationale und kirchliche Gedanke im Dichterherzen eines deutschen Katholiken in einer gleich der Gegenwart bedeutungsvollen Vergegenwartung unserer vaterländischen Geschichte sich gestaltete, das ist der Zweck der folgenden Zeilen“ (Einleitung).

So behandelt denn das Schriftchen, immer unter reichlicher Vertwertung von genau wiedergegebenen und mit dem Hinweis auf die Quelle versehenen Zitaten aus Eichendorffs Werken, eine Reihe von auch heute noch sehr zeitgemäßen Themen (Sinn der Weltgeschichte; Deutsches Wesen und Christentum; Kirche und Staat; Die Stellung des Klerus im Staate; Das Papsttum u. a.). Hier und da muß man

eine leicht zu verbessernde Übertreibung oder doch Überbetonung, sei es vonseiten des Dichters selbst oder seines Interpreten, mit in Kauf nehmen (Deutsches Wesen); aber der Leser erhält doch im allgemeinen wirklich eine gute, zutreffende Vorstellung von dem hochsinnigen, geschlossenen Weltbild des treu katholischen und treu deutschen „letzten Ritters der Romantik“. Das Büchlein verdient weiteste Verbreitung.

Mois Stockmann S. J.

Zug der Gestalten. Variationen und Bilder. Von Karl Linzen. 8° (265 S.) München 1924, Köpfel & Pustet. Geh. M 3.60, in Ganzleinen 5.60

Karl Linzen ist der Meister künstlerisch gestalteter Erinnerungen. Die Vergangenheit mit ihrem Glück und Leid, mit ihren sommerheißen Leidenschaften und kühlen Sonnenuntergängen, mit ihren Kämpfen und ihrer Tragik zieht unaufhörlich vorüber an dem sinnierenden Geiste dieses stillen Weimars; aber diese versunkene und doch ewig lebendige Wirklichkeit wird in dem seltsamen Halbdunkel, das vor den Gestaden des Lethestroms liegt, eigenartig verklärt und gestaltet, das erinnernde Schauen wird zu künstlerischem Schaffen, das Vergangene scheint zum Greifen nahe und doch in der gemessenen Distanz Weimarer Klassik, es wird warm ans Herz genommen in einer nahezu naiven, kindlichen Hingegenheit und doch zugleich mit der lächelnd milden, losgelösten Ironie des modernen Skeptikers herausgestellt ins Objektive.

Man kann wohl nirgends den Stimmungszauber geformter Erinnerung so stark und wirksam erleben wie an dem Zug von Gestalten, den die Hauptgestalt Linzenscher Dichtkunst, Marie Schlichtegroll, das blasse und helllichtige Kind nordischen Schattenlebens anführt¹, oder in dem andern „Zug der Gestalten“, den Karl Linzen neuerdings in geschichtlichen Skizzen an uns vorüberziehen läßt. Und gleich die erste dieser Skizzen ist von berückender Schönheit; sie erzählt von dem „Zauberer“, dem zaubernden Meister des Klavierspiels, Franz Liszt. (Es ist aber schade, daß Linzen den ersten Titel dieses Aufsatzes geändert hat: bei der ersten Veröffentlichung, im „Hochland“, Jahrg. 1923/24, lautete der Titel viel bezeichnender und stimmungsvoller: „Franz Liszt: Tschardaschwirbel und Konfiteor Deo“). Das Gedächtnis an Franz Liszt ist da verpflanzt

und eingebettet in persönliche Kinder- und Ministrantenenerinnerungen von Karl Linzen, und es ist ein Wunder, zu schauen, wie es in diesem Erdreich aufblüht. Es gibt wohl in unserer ganzen deutschen Literatur wenig Stücke von so farbiger und stimmungsgesättigter Schönheit und von so eigenartig persönlicher Geschichtlichkeit, wie diese Skizze, besonders in Einleitung und Schluß. Die Skizze ist ein Beispiel, wie das persönliche, ja schöpferisch gestaltende Sehen geschichtlich treu sein kann, wie die zufällige Subjektivität eines einzelnen die Wirklichkeit nachzuschaffen vermag, wie ein reifgewordener Geist mit lächelnder Ruhe die unverständliche Tragik des Objektiven ordnet.

Geringwertig (relativ natürlich!) ist unter den vorliegenden Aufsätzen eigentlich nur das Kapitel „Die Ruhelosen“, das von dem unrühmlichen Ausklang der Goethefamilie erzählt, gerade als ob der bedrückende Anblick des verebbenden und versickernden Goethegeschlechtes auch im Betrachter Karl Linzen alle Quellen zurückgedämmt hätte.

Die übrigen Gestalten, die in diesem Zug vorüberwandeln, sind: „Ein Malerleben“, mit der schweren Melancholie, die still und trübe um den Weimarer Landschaftsmaler Karl Buchholz steht; „Die letzten Schöpferspiele“, wo in die Hirtenschalmeien einer tändelnd genießerischen Zeit schon die harten Trommelwirbel der anmarschierenden Revolution hineinhämmern; „Der Schreckensmann“ Camille Desmoulins, ein Stück, in dem ferne Ahnungen von süßer Menschlichkeit und orgiastischem Blutrausch taumelnd durcheinandergehen; diese Skizze ist besonders reich an Halbtönen von prickelndem Reiz. Und endlich „Ein Briefschreiber“, Bismarck, wo in den schwer wuchenden Mauern der staatsmännischen Existenz kleine, feine Risse aufgezeigt werden, durch die man in die menschlichen und seelischen Hintergründe dieses Lebens voll Größe und Tragik hineinschaut: und es ist eine schöne Menschlichkeit, die man erblickt! Ob sie nicht vielleicht von noch viel höherem Werte ist als der politische Bau, den der Riese in der Peripherie seines Lebens, in der weltgeschichtlichen Öffentlichkeit aufgerichtet hat? Wie groß auch das Schaffen eines Mannes sein mag, entscheidend ist schließlich nur, was er ist, in den innersten Quellpunkten seines Wesens. Karl Linzen versteht es, uns auf dem Wege anekdotischer Briefzitate, die weitab liegen vom gewöhnlichen Inhalt unserer „Weltgeschichten“, hinzuführen an die Quellpunkte Bismarckschen Wesens.

¹ Vgl. diese Zeitschrift 90 (1916) 614 ff.